



Erna Lasarenko (geb. Bohn): Erinnerungen an einige Tage, die ich während der Leningrader Blockade erlebte

in: Korobowa, V. (2014): „Weiße Flamme des grauen Haars: Gesammelte Erinnerungen von Blockadekindern deutscher Herkunft.“ Sankt Petersburg: Politechnika-Service. S. 58-64.

Ich wurde am 11. Dezember 1931 in Leningrad geboren. Der Krieg erwischte mich, als meine Mutter und ich gerade in Kobralowo wohnten – das liegt auf dem Weg vom Witebsker Bahnhof, hinter Pawlowsk. Meine glückliche Kindheit war sofort zu Ende. In der benachbarten Datschensiedlung Gatschina war Trommelwirbel zu hören, man sah Feuerschein am Himmel und die Erwachsenen sagten: „Dorthin kommen die Deutschen.“ Unsere Nachbarn hatten einen Hund: einen deutschen Schäferhund, der immer friedfertig war, doch plötzlich biss er mich ins Handgelenk, als ich den Arm ausstreckte, um ihm den Kopf zu streicheln. Er verstand den ganzen Schrecken des Gesehenen besser als ich zu jener Zeit. Obwohl der Weg nach Pawlowsk durch Bomben zerstört war, die S-Bahnen nicht fuhren und Mama schon zugestimmt hatte, mit den Nachbarn auf der Datsche zu bleiben, fasste sie im Handumdrehen den Beschluss, nach Leningrad zu flüchten. Sie sagte: „Wenn der Hund schon vor Angst die Tollwut gekriegt hat, dann kann ich auch krank werden, wenn wir am Leben bleiben.“ Und so fuhren wir entlang der früheren Eisenbahnlinie nach Pawlowsk, stiegen dort nachts in eine S-Bahn und waren bereits bei Sonnenaufgang zu Hause. Wir wohnten in der Gogol-Straße 4, an der Ecke Kirpitschny-Gasse. Es begannen erschöpfende Fußmärsche zum Pasteur-Institut auf der Petrograder Seite, wo ich insgesamt etwa 40 Spritzen in den Bauch erhielt. Einmal gingen Mama und ich während eines Bombenangriffs in den Luftschuttkeller im Haus gegenüber, wo sich heute das „Aeroflot“-Büro befindet. Als wir die Türen des Luftschuttkellers erreicht hatten, sahen wir, dass sie bereits geschlossen und sogar mit großen Ventilen abgedichtet waren. Wir waren zu spät gekommen. Da liefen wir zurück zu unserem Haus und „schlüpften“ in das Wohnheim der Industrienäher, das sich in unserem Hof befand. Auch dort waren bereits Menschen – sowohl bekannte als auch unbekannte. Wir hatten uns noch nicht von all dem, was draußen vorging, erholen können, als alle im Keller befindlichen Leute ein abstoßendes Pfeifen und einen schweren Schlag gegen die Ecke unseres Hauses hörten. Panik brach aus, doch die Männer, die im Keller waren, halfen den Frauen und Kindern, in den Hof hinauszugelangen. Die Bombe hatte eine verzögerte Zündung und explodierte acht Minuten später, wobei sie die Hausecke auf die Gogol-Straße herabstürzen ließ. Einige Stunden später, als wir uns ein wenig von dem Schreck erholt hatten, stiegen wir, uns langsam vorwärtstastend, die Treppe bis zur vierten Etage hinauf, in unsere vertraute und heimatliche Gemeinschaftswohnung von „der Länge des Newski Prospekts“, wie wir sagten. Anstelle von Toilette, Bad, Küche und den beiden Zimmern unserer Nachbarn klaffte ein riesiges Loch. Das Haus steht auch heute noch ohne spitze Ecke da; in der stumpfen Ecke wurde ein Obstgeschäft eingerichtet, später eins für Schaumweine usw.

Unser Haus ging in die Geschichte der Stadt ein, denn dies war die erste Bombe, die ein Wohnhaus getroffen hatte. Unsere Nachbarn und wir wurden auf die freigewordenen Wohnungen aufgeteilt: Einige Leute aus unserem Haus waren bereits evakuiert worden.

Zeitgleich mit diesem Unglück hielt auch der Hunger sehr schnell Einzug in unsere Familie.

Papa war nicht zur Armee einberufen worden, denn er arbeitete als Konstrukteur im „Vulkan“-Werk. Doch er machte auch zuerst schlapp. Die Männer erwiesen sich als weniger belastbar als die Frauen, denn offenbar hatten sie ein stärkeres Bedürfnis nach Nahrung. Er schmolz dahin wie eine Kerze. Und schließlich wickelten Mama und ich ihn in eine Decke, luden ihn auf den Kinderschlitten und brachten ihn zur Krankenstation des „Vulkan“-Werks. Auf dem Weg über die Kirow-Brücke kippte er vom Schlitten. Wir banden ihn mit einem breiten Gürtel fest und schleppten ihn bis zur Station. Der Arzt, der in die Aufnahmestelle kam, sagte uns, wir sollten in drei Tagen wiederkommen, da sie ihn nicht begraben könnten. Drei Tage später ging Mama mit dem Nachbarsjungen los, um die Leiche abzuholen, doch sie kehrte ohne Papa zurück. Stattdessen brachte sie mir einen winzigen gebratenen Fleischklops und drei kleine Makkaroni als Geschenk mit. Der Arzt hatte gesagt, dass Alexander Alexandrowitsch nicht sterben würde, denn er hätte einen sehr starken Willen und Lebenshunger und er „stürzte“ sich nicht auf das Essen, sondern aß in kleinen Happen. Einen Monat später ging Vater wieder seiner Arbeit als Konstrukteur nach und war kaum zu Hause. Mama und ich kämpften weiter mit dem Hunger. Wir aßen alles, was man nur essen konnte: Senf, Hopfen, Tischlerleim. Dreimal fuhren wir zum Bahnhof Rschewka in ein Geschäft mit Waren für Gespanne, als es noch möglich war, Kummtriemen für Pferde zu kaufen. Auf dem Schlitten transportierten wir einen riesigen Sack Kummtriemen und trennten die Verbindungen aus weißem Wildleder auf, welche die Sattelgurte und Pferdezügel aus Segeltuch – vielleicht waren sie sogar noch dicker als Segeltuch – verbanden. Später kochte Mama daraus Sülze, aber es war leider nur sehr wenig: zwei kleine Aluminiumschüsselchen.

In jener Zeit hörten die Luftangriffe nicht auf und die Brandbomben (Sprengbomben) quälten uns. Mama hatte oft Wachdienst auf dem Dachboden, im Hof oder in der Toreinfahrt. Ich ging mit ihr und wenn Mama auf dem Dachboden mit der riesigen Zange eine Brandbombe griff und sie in eine Kiste mit Sand steckte, dann schüttete ich sie von oben mit Sand zu. Häufig schickte man Mama in die Schützengräben nach Krasnoje Selo, auch dahin fuhr ich mit. Doch der Hunger, der Hunger presste einem mit seinen „Pfoten“ die Kehle und den Bauch zu und man konnte schon an nichts mehr denken, denn der permanente Bauchschmerz störte – außer an Grießbrei, den ich früher nie gemocht hatte.

Einmal sagte der Hausmeister Timofej zu Mama: „Wassiljewna, in der Krasnaja Uliza liegt eine alte Herrin im Sterben. Ihre Katze ist schon vor langer Zeit verreckt, aber noch nicht verwest, und jetzt will die Herrin sie verkaufen.“ Zu der Zeit gab es schon keine Zentralheizung mehr; in den Zimmern herrschte Frost wie draußen, sobald man aufhörte, den Kanonenofen zu befeuern. Mama war entsetzt, aber ein paar Tage später gingen wir die Katze kaufen. Als wir sie zu Hause auspackten, war Mama schon wieder entsetzt: Im Bauch der Katze war alles von Würmern zerfressen, aber auch diese waren vor Kälte krepirt. Mama reinigte die Katze sehr sorgfältig mit Kaliumpermanganat und Essig und hängte sie, eingewickelt in Papier, an einen Bindfaden vor die Fensterluke. Nachts kam die Nachbarskatze über den Fenstersims und stahl unsere Katze – auch das war ein Kummer. Später aber konnten wir doch noch Katze probieren, denn Timofej fing die „Diebin“, zerlegte sie und verkaufte sie an Mama.

Gegenüber vom Kino „Barrikada“ war eine Bäckerei. Irgendwann einmal schickte Mama mich tagsüber Brot kaufen. In der Schlange hörte ich die Neuigkeit, dass in dieser Nacht ein „Spion“ gefangen worden wäre: Er hätte während eines Luftalarms Lichtsignale aus der gläsernen Kugel auf dem Dach vom „Haus des Buches“ gegeben. Dann kam ich an die Reihe und die Verkäuferin machte das Brot für mich zurecht: die 250 Gramm für Mama und mich. Als sie sich umdrehte, um ein winziges Stückchen für die Zuwaage abzuschneiden, schnappte sich die Frau, die neben mir stand, meine Portion von der Waage. Die Verkäuferin schwang ihr großes langes Messer und ritzte ihr über die Hand. Das Blut strömte, aber die Frau ließ das Brot nicht aus den Händen, stürzte aus der Bäckerei und lief vom Newski Prospekt weg. Ich rannte ihr hinterher, schrie, weinte, doch sie raste schneller als ich die Straße entlang, wobei sie eine Blutspur hinter sich zurückließ. Dann verschwand sie hinter einer Ecke. Neben der Toreinfahrt setzte ich mich auf einen steinernen Poller und weinte lange, denn ich hatte Angst, nach Hause zu gehen. Zu der Zeit kam der alte Professor aus der ersten Etage nach Hause. Er nahm mich bei der Hand, brachte mich zu Mama und erklärte alles, damit sie nicht mit mir schimpfte. Seitdem ging Mama immer selbst Brot kaufen. Ja, und auch die Lage mit der Brotausgabe verschlechterte sich. Für Brot standen die Menschen in langen Schlangen an. Das Brot hatte eine ganze weiße Farbe – man sagte, dass es aus Papier gebacken wurde. Ich ging in die Schule Nr. 210 am Newski Nr. 14, wo sich jetzt die Aufschrift „Bürger! Bei Artilleriebeschuss ist diese Straßenseite am gefährlichsten!“ befindet. Heute ist dort ein Museum, das von Schülern eingerichtet wurde. Dort habe ich ein Foto von mir gesehen: eine Sanitäterin mit geflochtenen Zöpfchen. Bald wurde unsere Schule durch Bomben zerstört und so brachte man uns in den Keller des Hauses Nr. 14 in der Herzen-Straße, um weiter zu lernen. Die Unterrichtsstunden waren kurz, sie wurden häufig vom Luftalarm unterbrochen. Den Schulkindern gab man zusätzlich warme Erbsen und Linsen, aber das waren winzige Portionen – buchstäblich ein Esslöffel voll.

Einmal ging Mama morgens über die Anitschkow-Brücke: Sie wollte sich nach Brot anstellen. Der Newski Prospekt war menschenleer. Über die Brücke fuhr ein Wagen mit Leichen, vor den ein dürres Pferd gespannt war. Plötzlich fiel das Pferd um, es war auf der Stelle tot. Und da erschienen auf einmal Leute, die einen gingen, andere trippelten und rannten fast. In den Händen hielten sie Beile, Äxte, Messer und sogar eine Säge. Die Menschen umschwirrten das Pferd. Mama war nicht „bewaffnet“: Sie flehte darum, dass man mit ihr teilen möge, aber niemand gab ihr etwas ab. Die Kutscherin weinte, schrie, schimpfte und murmelte, dass sie ihren Vorgesetzten Rechenschaft ablegen müsse, doch niemand hörte auf sie. Als von dem Pferd nur noch die großen Knochen des Skeletts übrig waren, verschwanden die Menschen eilig, genauso schnell, wie sie gekommen waren.

Mama kam mit einem Stückchen Brot aus der Bäckerei zurück, erzählte von dem Pferd und weinte bitterlich aus Kränkung darüber, dass man ihr nichts abgegeben hatte.

Mama begann, im „Europa-Hotel“ als Sanitäterin im Notlazarett zu arbeiten. Die Innenräume des Hotels waren schmutzig, denn die Soldaten hatten Hungerdurchfall und es gab nicht genug Betreuerinnen. Deshalb kratzten alle, die dort arbeiteten – Ärzte und Schwestern ebenso wie Betreuerinnen – Fäkalien von den Wänden und brachten sie hinaus auf den Hof. Ich erinnere mich, dass es dort einen Arzt gab, einen nicht mehr ganz jungen Mann. Er widmete mir sehr viel Aufmerksamkeit, nahm mich auf den Arm, hob mich hoch und sagte oft zu Mama: „Olga Wassiljewna, lassen Sie Ernalein mit zu mir nach Hause kommen, ich kann ihr viele

interessante Dinge zeigen und Spielzeug habe ich auch.“ Mama verbot mir strengstens, mich ihm zu nähern. Schon sehr bald wurde er verhaftet, weil er Kinder entführt und gegessen hatte. Mama sagte, dass der Herrgott uns vor diesem Unglück bewahrt hatte.

Einmal kehrte Vater sehr betrübt aus der Fabrik zurück und brachte eine Benachrichtigung mit, in der es hieß, er müsse Leningrad innerhalb von 24 Stunden mit allen zu ihm in Beziehung stehenden Verwandten verlassen. Mama und Papa unterhielten sich im Flüsterton, damit ich den Grund für die Ausweisung nicht hörte. Bald erfuhr ich: Es lag daran, dass Papa von deutscher Nationalität war. Innerhalb von 24 Stunden packten wir zusammen: wir drei, Papas Mama und deren Schwester und Mamas Mama. Wir fuhren zum Ladoga: Die „Straße des Lebens“ war eisfrei und so fuhren wir auf Kuttern von Kokkorewo nach Kobona. Gott schützte uns wiederum, denn die Kutter vor und hinter uns gingen mit den Menschen darauf unter, sie wurden von faschistischen Flugzeugen versenkt. Als wir endlich festen Boden unter den Füßen hatten, kamen von irgendwoher Leute mit Essen, das sie den Leningrädern gaben. Es gab warmes Brot, heißes Essen und sogar Schokoladensplitter. Die hungrigen Menschen konnten sich nicht beherrschen, sie aßen alles, was man ihnen gab, und erkrankten sofort an blutigem Durchfall. Diese Krankheit hieß Dystrophie dritten Grades.

Am 22. Juli wurden meine Großmütter in das Lazarett der Stadt Wologda eingeliefert. Die eine von ihnen starb schon am 24. Juli. 15 Tage später starb auch die zweite. Gute Menschen in Wologda haben ein Denkmal für die Leningrader errichtet und zwei Bücher herausgegeben, die den Titel „Requiem 1941-1945“ tragen. Darin gibt es eine Liste der Leningrader, die während der Evakuierung starben – unterwegs im Zug, in den Lazaretten der Evakuierungspunkte, in den Hospitälern und Krankenhäusern oder den Siedlungspunkten auf dem Gebiet der Oblast Wologda. Die Herausgeberin ist L.K. Sudakowa, der verantwortliche Redakteur W.W. Sudakow. Ich erhielt diese Bücher, weil meine beiden Großmütter in diese traurige Liste eingetragen sind. Der Dichter Michail Dudin sagte bei der Präsentation des Buches: „Sie starben beim Wiedersehen mit dem Brot.“

Im Jahr 1972 brachte mir der Nachbar aus der zweiten Etage einen silbernen Esslöffel. Darauf war eingraviert: „danke, 1942-1972“. Ich fragte, womit ich das verdient habe. Er sagte, während der Blockadezeit habe er einen Teekessel mit Wasser aus der Newa geholt, aber schon nicht mehr die Kraft gehabt, in die zweite Etage hinaufzusteigen – da hätte ich den Teekessel bis zu seiner Wohnung getragen. Ich war sehr gerührt: weniger des Geschenkes wegen, sondern aufgrund der Erinnerung an mich. Und da kehrte ich in meinen Erinnerungen noch einmal zu jenen schweren Tagen zurück.

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg und der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH umgesetzt.

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen